

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Samstag, 20. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Richard Benz.

(Nachdruck verboten.)

10.

Den ganzen Hofraum zwischen der gebälkten Hausfront und den weitläufigen Wirtschaftsgebäuden beschattete eine alte breitästige Linde. Um ihren mächtigen Stamm rundete sich ein Tisch, an dem der Eulenhöfer schon deshalb so gern saß, weil man von hier aus einen freien Blick bis weit in die Ackerflur hinaus hatte. Hier fühlte er sich in innigster Gemeinschaft mit allem, was seinen Stolz ausmachte. Da stand behäbig breit das Wohnhaus, das der Urgroßvater gebaut hatte, in dem er selber Kind gewesen war, da dehnten sich Scheune und Fruchtspeicher, da dufteten die frischen Kräuter aus der Futterstube und brüllte ab und zu ein sattes Rind an rasselnder Kette. Drüben aber, den sanften Hang hinauf breitete sich die üppige Viehweide aus, und dann schweifste der hochgehobene Blick in die Ferne, über segenschwere Felder dahin.

Ein Maitag war zur Rüste gegangen. Der Wind hatte Wolken von gelbem Blütenstaub über die Roggenfelder geweht; das oerhieß eine reiche Ernte. Morgen früh sollte an die erste Mähenmahd gegangen werden. Der Eulenhöfer saß auf dem Dengelstein und behämmerte die Senfenschneide, während Elise und Ferdinand Hüller am Tisch Platz genommen hatten. In der kleinen Bornhede unten im Tal sang unermüdlich werbend eine Nachtigall.

Der Eulenhöfer schenkte den beiden nicht die geringste Beachtung, trotzdem sie schon mehrmals versucht hatten, ihn mit ins Gespräch hineinzuziehen. Jetzt erhob sich Ferdinand langsam und schlenderte gemächlich auf ihn zu.

„So eine Mähmaschine mögen Sie also nicht, Vater Eichholz? Ich will auch an der keinen Baken verdienen, und auf dem Pachthof werden sie Euch ja sagen können, daß es ein Staat damit ist.“

Der Angeredete hämmerte ruhig auf sein Amböschchen weiter und sagte:

„Aufm Eulenhof wird mit der Sens gemäht. Nur mit der Sens.“

Elise suchte seine barsche Antwort zu mildern, indem sie meinte:

„Er ist kein Freund von Maschinen. Bei ihm muß alles von Hand gehen.“

Aber Ferdinand ließ ihn nicht los und sagte schmeichelnd:

„In so einem großen Betrieb sind sie doch gar nicht zu entbehren.“

„'n Bauer hat keinen Betrieb“, erwiderte der Eulenhöfer und fuhr mit dem harten Daumen prüfend über die Senfenschneide. „Der Bauer hat überhaupt nix. Er ist in seinem Grund und Boden festgewachsen mit tausend Wurzeln wie 'n Baum.“

„Aber die Maschine...“ fing Ferdinand an einzuwenden.

„Die Maschine?“ sagte der Eulenhöfer verächtlich, „die macht Bauer und Boden nur fremd miteinander, ja, bringt 'n Feindschaft dazwischen.“

Da zuckte Ferdinand die Schultern und meinte:

„Wie Ihr denkt.“

Doch der Eulenhöfer hatte sich in Eifer geredet und sprach vor sich hin:

„Ja, das versteht auch nur einer, der's in sich drin hat. Bauer muß so einer sein; 'n Kaufmann — na 's ist mir zu dumm.“

Elise wollte ihn begütigen:

„Ferdinand hat doch nur deinen Vorteil im Auge. Er will doch gar nichts dran verdienen.“

„Mit geschenkt will ich sie haben“, sagte er darauf. „Wofür hat mir der Eulenhof sonst die Hände wachsen lassen?“

„Also gut, Vater Eichholz, Ihr sollt recht behalten“, schloß Ferdinand.

„Für Sie bin ich kein Vater Eichholz“, antwortete der andere gereizt; „nennt mich Eulenhöfer. Ihr tut's ja auch hinter meinem Buckel. Und ich bin stolz drauf. Ohne den Eulenhof bin ich überhaupt nix, bin ich nit mehr wie 'n fauler Holzapfel, der in die Mistbrüh gefallen ist.“

„Na, das wird Ihnen die Elise aber nicht glauben“, meinte Ferdinand lachend.

„Die glaubt auch da den Spruch über der Tür nit: So lang der Herrgott tut den Eulenhof erhalten, soll nur ein Eichholz drauf schallen und walten. Und dann geht sie hin und will in 'n Maschinenkrämchen reinheiraten. Aber ich sag' euch: Da wird bei Gott und aller Welt nix draus.“

Elise war tief beschämt aufgestanden und wollte ins Haus hineingehen. Aber Ferdinand bemühte sich, ihr über das Peinliche der Lage mit erzwungenem Gleichmut hinwegzuhelfen.

„Das war ein Wort in der Hitze“, sagte er, „und es wird wohl das beste sein, wir sprechen über die Sache mal in aller Ruhe. Ich muß noch auf den Pachthof wegen einer Häckselmaschine und komme auf dem Rückweg nochmal herein. Das darf ich doch?“ wandte er sich fragend an den Eulenhöfer.

„Meintswegen“, knurrte der, „aber ich bleib doch derselbe. So lang noch 'n Halm auf meinem Hof wächst!“

Als Ferdinand gegangen war, fragte Elise vorwurfsvoll:

„Warum bist du denn grad gegen ihn so garstig? Er ist doch nicht schuld daran, daß wir den Türspruch nicht halten können.“

„Er nit, aber du. Weil du meinst, so was Geschriebenes braucht man nit zu halten. Aber ich sag' dir“, und dabei griff er zornvoll auf seine Brust, „es ist uns auch darin geschrieben, ins Blut.“

„Wo Adols doch...“

„Sei still davon!“ brauste er auf. „Du hast recht, und ich und der Eulenhof, wir haben unrecht. Wir kriegen wenigstens unser Recht nit. Wenn ich also mal nit mehr bin, dann läßt du den Ausklopper herkommen, und dann geht alles zum ersten, zum zweiten, zum drittenmal! Fort mit Schaden! Rix wie fort! Für 'n Maschinenkrämchen kommt noch immer genug dabei heraus.“

„Wir werden den Hof in Ehren halten, Vater.“

Ferdinand hat schon davon gesprochen, da wir später einen Verwalter drauf setzen, wenn das wirklich mal nötig sein sollte.“

„Ah, so“, lachte er höhnisch, „und dann alle paar Tag mal die langen Schafstiefel angezogen und sich breitbeinig neben die Arbeit gestellt, wie der Herr Baron. Nix da, zugucken war aufm Eulenhof noch keinmal in Mode. Wer hier nit anpacken kann, gehört nit her. Der ist kein Bauer. Der Heinrich, das ist einer; aber von dem willst du ja nix wissen, der ist nit so „reell“ wie der andere. Ich weiß Bescheid: deine paar Talerchen stecken dem langen Maschinenträger in der Nas.“

Elise bebte vor Empörung.

„Vater, wenn du so häßlich sprichst, dann gebe ich dir keine Antwort mehr.“

Dann aber bettelte sie:

„Geh, laß uns Frieden halten.“

„Und wer verspielt dabei?“ fragte er barsch.

„Du ganz sicher nicht, Vater.“

„Und der Hof? Um den geht's.“

„Auch der nicht.“

„Dann sorg', daß 'n Bauer drauskommt.“

„Ich kann Heinrichs Frau nicht werden.“

„Was du nit kannst, das müßt dir jedes Graspietechen auf dem Acker sagen. Das steht, wo es stehen soll. Reiß es mal aus und setz es rein in die feine Klavierstuh, was dann draus wird. Aber du willst dich mit aller Gewalt losmachen von dem Platz, wo du festgewachsen bist.“

„Warum hast du mir denn früher unseren Jakob verwehrt? Dann wär ich von selbst auf dem Hof geblieben. Mit tauelnd Freuden!“

„Der ist hier Knecht und ist 'n armer Jung. Nix für dich. Und ich will davon kein Wort mehr hören. Basta!“

„Was ist der Heinrich denn viel anders?“

„Der hat 'n Hof gehabt und darf auch wieder einen verlangen. Oder ist er darum schlechter geworden, daß ihn der Hiller mit der Maschin beschummelt hat?“

In diesem Augenblick kam Heinrich unten den Weinbergspfad herauf. Er war am Nachmittag mit Besorgungen in die Stadt gefahren, und Elise merkte schon, daß er nicht ganz nüchtern war. Sie konnte aber jetzt seine verletzende Bitterkeit nicht ertragen und ging deshalb ins Haus hinein.

„Wie die Pest weicht sie mir aus“, sagte der Ankommende zum Eulenhöfer.

„Sie ist verkrumpelt. Wir hatten mal wieder um den Hiller Disput mitnander; 'n paar Stunden hat er sich schon darumgedrückt, und da will er uns nachher das Pläster noch einmal machen. Mit mir überlegen, wie er den Eulenhof einsäckeln kann! Aber ich werd' ihm schon was husten.“

„Was der anpackt, ist gewonnen. Das hab' ich ja damals bei der Bankrotts-Schneidmühl gesehen. Und euch haut er grad so übers Ohr. Paßt nur auf!“

„Da müßt ich aber der Eichholz nit mehr sein. Da mach ich ja eher was, wo kein Mensch in der ganzen Welt dran denkt.“

„Ihr meint, mit dem Jakob, daß ihr dem den Hof verschreibt?“

„Stimmt! Nur daß ihn der Latschert nit kriegt!“

„Glaub ich nit, das Verschreiben scheut ihr. Das könnt ja Geschrei geben. Und was später mit dem Hof passiert, das find ja auch der Elif ihre Sachen. Da könnt ihr also nix ausrichten.“

„Das sehen wir ja mal.“

„Gewiß, auf eine Art habt ihr's noch in der Hand. Aber dafür muß man Kurasch haben.“

„Kurasch? 'n Eichholz?“

„Dann sagt den Freier zum Deumel! — Mir wär das 'n Kinderspiel.“

„So was ist leichter gesagt als gemacht.“

„Wenn ich ihm die Gaunerei mit der Schneidmühl noch mal unter die Nas reib, dann hätt er meiner Seel genug. Ich könnt's ihm sagen, wie es der schlimmste Viehjud nicht zu hören kriegt.“

„Und dann käm er doch wieder. Ich hab' ihm eben auch kein Süßholz geraspelt.“

„Was gewettet, daß er nit wiederkommt? Und daß auch die Elif genug von ihm kriegt? Die dankt für einen, der sich wie 'n dummer Jung runterpuken läßt. Und groß strunzen tut sie ja überhaupt nit mit ihm; das hab ich schon lang heraus.“

„Da kannst du recht haben. Nur die Feineleutmanieren stecken ihr in der Nas. Bauer ist ihr zu gewöhnlich. Und dann will sie mir ja auch 'n Tort antun wegen . . . ich weiß, warum.“

Der Eulenhöfer war aufgestanden und ging mit großen Schritten unter der Linde auf und ab, während Heinrich auf der Bank saß und mit seinem Stod im Hofpflaster stockerte.

Da schwenkte Ferdinand Hiller mit eiligen Schritten in den Weinbergsweg ein und stelte auf den Hof zu.

Heinrich rechte sich auf und sagte:

„Ich bin grad aufgedreht dafür.“

Der Ankommende grüßte mit ausgesuchter Freundlichkeit und fragte den Eulenhöfer scherzend:

„Nun, hab ich den Handel nicht schnell gemacht?“

„Wenn einem das Geld so los sitzt wie dem neuen Pachthöfer, dann ist das kein Tausendholes.“

Heinrich lachte und sagte, zum Eulenhöfer gewendet:

„Ach so, hat er den mal wieder betölpelt?“

Ferdinand nahm das Wort jedoch als Scherz auf und erwiderte:

„Na, er scheint aber doch wenigstens so schlau zu sein, daß ihn der Baron mit dem Pachthof nicht übers Ohr hauen kann.“

„Und wenn 'n Maschinenträger schlau ist“, platzte Heinrich plump heraus, „dann hängt er seinen Kunden Alträuscherkrempel auf und läßt sich ihn für neu bezahlen. Das soll auch schon aufm Pachthof passiert sein. Und so was ist Spitzbuberei.“

Ferdinand rechte sich erstaunt auf und sprach:

„Aber Mensch, du wirst doch die alte Geschichte nicht noch mal ausgraben?“

„Ich hab' anders noch keine Gelegenheit gehabt, dir die Quittung zu geben. Also: Spitzbuberei war das. Wenn ich mir eine ausrangierte Rübenmühl kaufen will, dann geh ich zum Schrottkrämer, da hab' ich sie billiger.“

„Dein Vater wußte doch gut, daß eine neue mehr als doppelt so viel kostet. Also das Wort Spitzbub verbißt ich mir.“

„Habt ihr ihm auch gesagt, daß ihr sie frisch lackiert habt?“

„Das konnte er ja sehen.“

„Er hat's aber nit gesehen, und wer bei 'nem Handel was vertuscht, der betrügt. Und euer nobles Benehmen nachher, wie er tot war, das nennt man Gurgelabschneiderei.“

(Fortsetzung folgt.)

Toten Sonntag.

Die Toten, sie leben
Und wirken und geben
Ihr innerstes Wollen,
Sind tief uns verbunden
In einsamen Stunden

Und sprechen die Sprache
Von Wollen und Bäumen
Wir sinnen und träumen
Und fühlen ihr Wesen
Tief in uns selbst.

Lotte Tiedemann.

Der Tod im Moor.

(Eine Geschichte zum Totensonntag.)

Von Dr. Breitschneider.

Das Moor, genau auf der Grenze zwischen Böhmen und Sachsen gelegen, war nicht groß. Ein paar arme Gehöfte lagen an seinem Saum. Dennoch war es, wenn ein Besinkender um Hilfe rief, fast immer zu spät gewesen.

Trat ein Wanderer, der Gegend und ihrer lauernden Tüde nicht kundig, am Abend zu kurzer Rast und Befragung in eins der Häuschen, so ließen sie ihn vor dem Morgen nicht fort. Denn nur ein weitmaßiges Netz schmaler Stege führte über die Fläche des Grauens. Aber nicht alle fanden an ihrem Wege ein Dach, das sie zum Verweilen einlud und

ihnen so das Leben rettete. Mancher, der querselbein von den Dörfern kam, ging ahnungslos den Weg, der kein Weg war, und von dem es keine Wiederkehr zu den Menschen gab.

Den Übergang vom Herbst zum Winter bildeten jedesmal drei oder vier oder auch doppelt so viel Tage, die bei allen, die das Moor kannten, die „grauen Tage“ hießen. Da lag nicht nur nachts, sondern auch vom Morgen bis zum Abend ein milchweises, zuweilen schmutzgrau aufwallender Nebel über dem Moor.

Oft traf es sich, daß der Sonntag, der den Toten gilt, einer dieser grauen Tage des Moores war. Und an einem Totensonntag war es auch gewesen, daß der Flüchtling aus dem Böhmischem herüberkam über den Kamm mit seinem Moor. Die Leute forderten ihn auf, entweder umzukehren oder bei ihnen zu bleiben. Verschworen ihn, nicht übers Moor zu gehen, so lange die grauen Tage darüber lägen. Der Weg durchs Moor, sagten sie, sei sein sicherer Tod.

„Nicht sicherer“, erwiderte er, „als der Tod, der meiner wartet, wenn ich nicht eile, über die Grenze zu kommen. Nicht sicherer, aber weniger schimpflich.“

Da erschrakten die Leute, und ein Gruseln überlief sie, eiskalt. Nach dem, was er sagte, mußte der Fremdling wohl ein Mörder sein. Darum widersprachen sie seinem tollkühnen Vorhaben, übers Moor die Grenze zu gewinnen, nicht länger. Und fühlten sich erleichtert, als er wieder von ihrer Schwelle gegangen war.

Daß er nicht weit gekommen sein konnte, darüber gab es für sie hinterher gar keinen Zweifel. Hilferufe hatten sie zwar nicht gehört — aber das Moor hatte hundert Stellen, die seinem Opfer jäh die Lippen schlossen.

Wenn aber in den folgenden Jahren der Novembersturm am Totensonntag schritt um die Giebel pfiß, dann rückten die Ansiedler des Moores dichter zusammen in ihren engen, niederen Stuben. Denn sie fürchteten sich. Sie meinten, der Tote, der ein Verworfener gewesen im Leben, könne keine Ruhe finden in seinem Grab ohne Kreuz und ohne Namen. Und machten sich Vorwürfe, daß sie in ihm, und wenn er gleich ein Mörder war, nicht zuerst den Menschen gesehen, machten sich Vorwürfe, daß sie ihn in den allzu sicheren Tod des Moores hatten gehen lassen.

Aus diesen quälenden Gedanken heraus richteten sie einmal, als sie hangend wieder die grauen Tage des Moores nahen fühlten, ein schlichtes Kreuz auf an der Stelle, da der schwere Nebel damals über dem Fremden zusammengelassen war, daß sie nicht einmal mehr seine Schritte hörten. Der Nebel, der wenig später vielleicht auch seine Rufe um Hilfe ertönt und verschlungen hatte.

Und am Tage seines Todes, der der Tag aller Toten war, trugen sie dürres Kraut und Zweige der Krippelfleier zusammen und zündeten ein Feuer an, damit die arme, irrende Seele sehen sollte, daß sie ihrer gedachten, daß Menschen für ihre Ruhe beteten. Und sie hatten, indem sie das taten, die zage Hoffnung, daß hinfort das Heulen des Sturmes weniger anlagend in ihren Ohren gellen, weniger drohend an ihren Mauern rütteln werde.

„Mir war, als hörte ich ein Rufen“, sagte plötzlich eines. Und in dem lauschenden Schweigen, das daraufhin alle ertönte, wiederholte sich, was das eine gehört hatte. Und erlang nochmals, und abermals. Und kam mit jedem Mal näher.

Aus dem Tal herauf, den gleichen Weg, den damals der Flüchtling gekommen war, hatten sich eine Frau und ein Kind mühsam zur Höhe geschleppt. Die winterliche Kälte hatte ihnen die Glieder steif und die Füße schwer werden lassen. Und gewiß wären sie auf dem Wege zusammengebrochen, vor Erschöpfung und Muthlosigkeit zugleich, hätte nicht das Feuer, das sie lodern sahen, ihnen Hoffnung gemacht, dort oben menschliche Stätten zu finden. Und darin ein Obdach wenigstens für die eine Nacht. Wo sie waren, wie nahe am Moor, das wußten sie nicht. Aus dem aber, was sie sagten, mußten die Moorbauern schließen, daß jener, den sie hatten in den Tod gehen lassen, der Mann dieser Frau und der Vater dieses Kindes gewesen war. Und daß er in Wahrheit nicht der Mörder war, als der er verfolgt wurde. Daß er zu Unrecht verdächtigt worden sei, und daß der wahre Täter nicht lange nach der Flucht des Unschuldigen die Tat bekannt und gestanden habe.

Nun aber hatten auch die Frau und das Kind, seit dem Weggang des Ernährers immer mehr in Not geraten, die Heimat verlassen müssen. In Sachsen hofften sie, ihr Brot zu finden, denn sie hatten gehört, daß dort fleißige Hände gebraucht würden.

Dankbar nahmen sie das Anerbieten der Moorfelder an, bei ihnen zu bleiben. Konnten sie so doch wenigstens im

Tode dem nahe sein, den ein unergründliches Schicksal waltete ihnen zu früh entrissen hatte.

Das Totenkreuz aber am Rande des Moores erhielt nun doch seinen Namen. Und die es errichteten, können an den Angehörigen dessen, den es nennt, einen Teil der Schuld abtragen, die sie meinen, auf sich geladen zu haben.

Walter.

Totensonntagskase von Karl Wigel.

Das Feuer im Ofen sang seine bekannte Melodie. Die Familie Fischer weihte heute ein still Gedenden ihrem einzigen Sohne Walter, an den sie alle Hoffnungen ihres Lebens gekettet hatte. Er war nicht mehr. Wie, wo und wann er gefallen, kein Mensch konnte es ihnen sagen. Allerlei Lesarten gingen, doch welcher sollte man recht geben? „Bermist!“, dieses kurze, aber inhaltschwere Wort stand auf den Briefen und den Postsendungen, die aus dem Felde heimkehrten, ohne ihren ihnen zugedachten Zweck erfüllt zu haben. Diese ewige Ungewißheit! Wie sie quälte, wie sie marterte, wie sie Tage zu Ewigkeiten machen kann! Frau Fischer hing besonders an ihrem Sohne, den sie nun so urplötzlich verloren haben sollte. In ihrem Schmerz fand sie kein Ende; kein Mensch konnte ihr Trost spenden. Sollte der Junge, der ihren Lebenszweck darstellte, immer von ihr genommen sein! Wozu lebte sie da noch auf der Welt, die es derartig hart mit ihr gemeint hatte? Sie konnte es nicht fassen, daß er nicht mehr heimkehren sollte. Vielleicht lag eine Verwechslung vor, doch die Briefe von ihm blieben aus. Keine Spur war von ihm zu finden. Und doch hing sie an der ungeschmälerten Mutterliebe an die Hoffnung, daß er wieder zurückkehren müsse. Allein es war eine Täuschung. Er war und blieb verschollen.

Seine Freunde schrieben, daß sie gemeinsam an jenem Gefecht teilgenommen hätten, daß es heiß hergegangen sei, daß die Verbände sehr vermisch worden seien. Doch plötzlich war Walter verschwunden. So und ähnlich lauteten die Nachrichten. Die Mutterliebe wollte immer noch nicht die Hoffnung aufgeben, eines Tages müsse er seinen Weg nach Hause finden. Ein Bekannter, der drüben im Westen in einem Feldlazarett tätig war, wollte ihn verbunden haben. Weiter wußte er nichts zu melden. Das Mutterherz aber schlug weiter für den Sohn.

Die Jahre, da der Krieg tollte, gingen hin, Walter gab kein Lebenszeichen. Zu Hause aber wollte einer deutschen Mutter das Herz fast zerpringen. Warum hatte sie gerade das harte Schicksal auserwählt! Das Ende kam anders, wie man es erwartet hatte in Ansehung der vielen Opfer. Der Sohn blieb fern. Alle Jüge begrüßte sie, suchte ihn, doch vergebens. Sie schrieb viele und große Briefe an alle möglichen Dienststellen, bat um Auskunft, doch immer wurde ihr derselbe Bescheid: „Bermist!“ Keine Spur war von ihm aufzufinden, er war wie ausgeblasen.

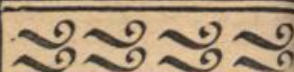
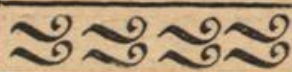
Die Muttersehnsucht jedoch hatte immer neuen Nährboden, immer konnte sie es nicht für wahr halten, daß ihr Sprößling, an den sie alle Auswirkungen einer besorgten Mutterliebe gehängt hatte, nie mehr ihre Schwelle betreten würde.

So schwanden Jahre dahin. In der Hoffnung auf eine unerwartete Heimkehr war sie alt geworden. Graue Strähnen stahlen sich in ihr ehemals so ebensolchschwarzes Haupthaar. Ihr Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt, da der Schlag ihn zu hart getroffen hatte. Das alte Ehepaar lebte nun seine Tage, einfach, geräuschlos, ebenmäßig.

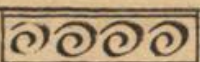
Und heute war wieder Totensonntag. Dämmerung trock in die Gassen. Die Glocken klangen dumpf und schwer von dem nahen Kirchturm. Sie waren heute nachmittag auf dem Friedhof gewesen, das Grab ihres Bruders zu besuchen, der vor einigen Jahren unverheiratet gestorben war. Sie schmückte es, als ob es das Grab ihres einzigen Sohnes sei. Und immer noch leimte die Erwartung, daß er doch nicht unter den Toten sei. Er ist nicht gestorben, er lebt, wenn auch sein Leib draußen unbekannt und unbekannt irgendwo ruht, während dabeim ein Mutterfühlen um den Einzigen sich bangt.

Bei dem fahlen Schein der Annel hatte sie zum Gebetbuch gegriffen, suchte den frommen Bericht, da die Rede davon ist, wie ein Toter zum Leben erwacht. Still hatte sie die Hände gefaltet, überdachte den tiefen Sinn der Worte, ließ das große Geschehen an ihrem Auge vorbeiziehen, sammelte frischen Mut, das ihr Zugestohene weiter zu tragen. Und wenn er auch tot sein sollte, dem Mutterherz lebt er ewig.

Dann schritt sie ruhig und bedächtig hinüber zu dem Zimmer, das sie ihm einst zugewiesen. Alles lag noch wie damals, ein Denkmahl der Mutter für den unvergessenen Sohn, dem sie heute noch ihre Liebe opfert!

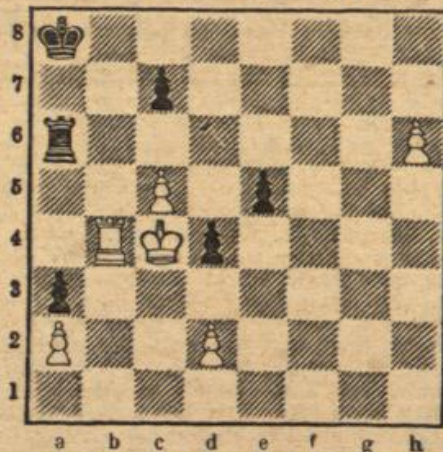


Schach



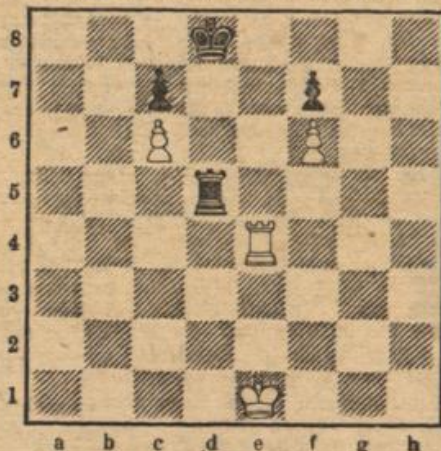
Bearbeitet von GUSTAV MOHR.

Nr. 21. Endspiel von T. R. Dawson.



Weiß: Kc4, Tb4, Ba2, c5, d2, h6;
Schwarz: Ka8, Ta6, Ba3, c7, d4, e5.
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 22. Endspiel von demselben.



Weiß: Ke4, Te4, Bc6, f6; Schwarz: Kd8, Td5, Bc7, f7.
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 23. Endspiel von J. Berger.

Weiß: Kh2, Bf3, g2, g4, h3; Schwarz: Kb8, Ba6, g5, g6.
Weiß zieht und macht remis.

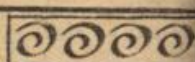
Das Endspiel. Wenn das Mittelspiel einer Schachpartie soweit gediehen ist, daß beiderseits nur noch wenig Material auf dem Brett steht, dann hat einer der Spieler, manchmal auch beide Gegner, es in der Hand, durch Abtausch die Stellung zu vereinfachen. Im Gegensatz zum Mittelspiel erfordert die weitere Abwicklung der Partie keine Anstrengungen der Kombinationsgabe mehr. Die Partie ist in das Stadium des Endspiels eingetreten. Mit den vorhandenen Mitteln sind nunmehr keine glänzenden Angriffe mehr zu unternehmen, wohl aber tief sinnige und feine strategische Manöver auszuführen. Das Endspiel ist ein gründlich durchforschtes Gebiet, deshalb besitzt nicht der findungsreiche Spieler die besten Gewinnaussichten, sondern der, welcher über die meiste Erfahrung und Kenntnis verfügt. Die Endspieltheorie hat für jeden Schachspieler großen Wert, vielleicht noch einen größeren als die Kenntnis der Eröffnungen. Das Endspiel hat seine eigenen Gesetze und Regeln, sodaß der innere Gefechtswert des Materials ganz verschieden ist von dem der vorher-

gegangenen Züge. Die Furcht verläßt den König, er erscheint mitten im Kampfgewühl, da er nunmehr direkten Gefahren weniger ausgesetzt ist. Die Bauern bekommen mehr Wert und Bedeutung, da ihnen die erste und achte Reihe, wo sie zu Königinnen werden können, leichter erreichbar sind. Der Wert der Offiziere wird relativ geringer. Ein Bauer, durch seinen König gut unterstützt, kann manchmal selbst gegen die Dame remis halten. Solange noch Bauern auf dem Brett stehen ist der Vorteil der Qualität von Bedeutung, weil der Turm leichter als der Läufer oder der Springer die feindlichen Bauern erobern und im Verein mit dem König seine eigenen Bauern schneller zur Dame führen kann. Sind sämtliche Bauern vom Brett, so kann in nur wenigen Fällen der Turm gegen den Läufer oder Springer gewinnen. Zwei Springer ohne eigene oder gegnerische Bauern oder Figuren können nicht mattsetzen. Wie das gewöhnliche Schachproblem seine Dichter hat, so besitzt auch das Endspiel seine Komponisten, unter denen ein Rinck, ein Troitzky und ein Kuppel Hervorragendes leisten. Der Unterschied der Komposition der beiden Problemarten besteht darin, daß das gewöhnliche Problem an gewisse Schönheitsregeln, wie das Verbot des Schachgebens im ersten Zuge, des Nehmens einer Figur ebenfalls im ersten Zuge, die Mattreinheit usw. gebunden ist, während dem Endspiel alles erlaubt ist, was auch dem Spiel erlaubt ist.

Lösungen: Nr. 11. 1. Ld2 droht 2. Lc2. 1. ... Tf5, 2. Le3+. 1. ... Lc7, 2. Lxb4. Nr. 12. 1. Lg7 droht 2. Sf6+—Kxe5+. 3. Sd5+. 1. ... Lc3, 2. Tc7 droht 3. Lc8, 2. ... Lc4, 3. Sf6+. 1. ... Te4, 2. Lh6 droht Lf4. 1. ... Td3, 2. Le8—Se6, 3. Lf7. — Berichtigung: In Problem Nr. 16 ist ein weißer Bauer auf c3 zu stellen.



Rätsel



Kreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6

Für die Ziffern sind Silben einzusetzen, welche miteinander verbunden Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

1—2 Baum, 1—4 Hinterbliebener, 1—4 und 2—6 Mädchennamen, 3—2 altes Längenmaß, 3—4 Fluß, 3—6 Mädchenname, 5—1 Teil eines Rades, 5—6 Gesichtsteil.

Besuchskartenrätsel.

Karl Cassimmini
Rom

Was ist der Herr?

Kopfwechsellrätsel.

Aus den nachstehenden Wörtern sind durch Wechseln des Kopfes neue Wörter zu bilden. Sind die Wörter richtig gefunden so ergeben deren Anfangsbuchstaben den Namen eines deutschen Meisters des Schwimmsports.

Hose, Ocker, Muse, Angel, Weise,
Edam, Leder, Nase, Iller, Degen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbilge veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 266.

Bilderrätsel: Ist heiß das Eisen, hämmere drauf. — **Silbenrätsel:** 1. Eindecker, 2. Salta, 3. Logograph, 4. Igel, 5. Erdbeere, 6. Benzin, 7. Tausend, 8. Dohle, 9. Impertinenz, 10. Eisgrau, 11. Wollgras, 12. Erich, 13. Longfellow, 14. Thalia, 15. Dusche, 16. Amor, 17. Schwalbenschwanz, 18. Sykomore, 19. Turmalin. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen. — **Scharade:** Luftschiff.

Richtige Lösungen sandten ein: Sa. O. A. Siegid Chasimowski, Waldemar Reuter, Marg. Hugo, Sophie Karibich, Ly. Luft, L. R. Schäfer, H. Teit, Hans Zinn, sämtlich aus Wiesbaden; Hildebrandt, K. H. Plö aus Sonnenberg; A. L. O. aus B. a. m.; Otto P. B. aus H. a. T.; Lisel Erhardt aus Mainz; G. Sch. Fricke aus Radesheim a. Rh.